



Ziruktuluch

Eine Erzählung von
James A. Sullivan

Ziruktuluch

Eine Erzählung

von

James A. Sullivan

Zum Autor:

James A. Sullivan wurde 1974 in West Point (New York) geboren und wuchs in Deutschland auf. An der Universität zu Köln studierte er Anglistik, Germanistik und Allgemeine Sprachwissenschaft. Gemeinsam mit Bernhard Hennen schrieb er das Fantasy-Epos *Die Elfen* (2004). Sein erster eigenständiger Roman erschien Anfang 2008 unter dem Titel *Der letzte Steinmagier*.

Weitere Informationen zum Autor und seinen Texten finden Sie auf der Webseite www.jamessullivan.de.

Copyright © 2008 James A. Sullivan

Titelbild: Copyright © 2008 Jerome Sullivan

Der vorliegende Text unterliegt dem deutschen Urheberrecht und wird als kostenloser Download angeboten. Die kostenlose Verbreitung und Vervielfältigung des Textes ist ausdrücklich erlaubt. Alle anderen Rechte bleiben beim Autor. Insbesondere dürfen der Text und Auszüge des Textes ohne die Erlaubnis des Autors weder verkauft noch anderweitig kommerziell genutzt werden. Zudem darf der Text nicht verändert oder als Teil anderer Erzählwerke verwendet werden. Ebenso darf der Text nicht ohne die Nennung des Autors und die Aufführung der Nutzungsrechte verbreitet werden. Das Titelbild darf nur im Zusammenhang mit dem Text verbreitet werden.

I

Ich beneide jeden, der nach furchterregenden Ereignissen behaupten kann, bis zum Schluss nichts unmittelbar schreckliches gesehen zu haben. Gewiss, die Fantasie eines Menschen ist oft grausamer als die Realität, aber derjenige, der den Schrecken nur indirekt erfahren hat, kann sich immer darauf zurückziehen, die falschen Schlüsse aus den Ereignissen gezogen zu haben. Ich für meinen Teil kann diese Ausrede nicht vollständig für mich beanspruchen. Ich habe die Schrecknisse in der kleinen Stadt Neffelbach mit all meinen Sinnen wahrgenommen und so gelernt, den Ort zu verabscheuen, an dem ich aufwuchs. Ich werde nie wieder einen Fuß in diese verdorbene Stadt setzen. Und Sie sollten sie auch meiden. Wenn Sie auf der Autobahn zwischen Köln und Aachen unterwegs sind, dann fahren Sie nicht in Neffelbach ab. Und auf keinen Fall sollten Sie nach Neffelbach umziehen; und wenn Sie schon dort leben, dann packen Sie Ihre Sachen und suchen Sie sich einen anderen Wohnort. Denn Neffelbach ist keine Stadt, in der Sie sterben wollen, sei es eines unnatürlichen oder eines natürlichen Todes. Glauben Sie mir!

II

Alles, was ich erlebt habe, hat mich zu der Überzeugung geführt, dass der Zufall nur sehr selten in Erscheinung tritt. Wenn er aber auftaucht, dann mit erschütternden Folgen. Der Zufall ist die Ausnahme, und alles andere ist eine logische Kette von Gegebenheiten und Ereignissen.

Es war kein Zufall, dass meine Familie ausgerechnet nach Neffelbach zog, obwohl mein Vater aus Boston und meine Mutter aus Kaiserslautern stammte. Mein Vater war bei der U.S. Air Force und hatte sich 1976 von Ramstein nach Nörvenich versetzen lassen. Und von all den Städten in der Umgebung des Militärflughafens haben sich meine Eltern in Neffelbach ein Haus gekauft. Schließlich lebten die vielen Amerikaner, die in Nörvenich arbeiteten, in Neffelbach. Und schließlich gab es am Rande der Stadt eine Kaserne, in der Amerikaner stationiert waren.

Es war ebenfalls kein Zufall, dass mein Freund Tom Steinfeld und ich in dieser scheußlichen Sache so gehandelt haben, wie ich es Ihnen darlegen werde. Unser Verhalten ist in unserer Kindheit begründet und formte sich in unserer Jugend so weit, dass feststand, wie wir auf gewisse Ereignisse reagieren würden; dass wir das verkraften könnten, was andere in den Wahnsinn trieb.

Tom und ich lernten uns im Kindergarten kennen und freundeten uns sofort an. Er war ebenso neu in der Stadt wie ich, und unsere Eltern merkten, dass sich zwei Freunde fürs Leben gefunden hatten. Sie selbst verstanden sich gut. Die Steinfelds lebten im Wohnpark in einem der Hochhäuser, während wir keine 200 Meter entfernt in der Breder Str. wohnten. Das war eine Gegend, die für Kinder wie geschaffen war. In der Nähe unseres Hauses gab es eine kleine Rollschuhbahn. Sie war nichts weiter als ein kleines, betoniertes Oval, auf dem Tom und ich oft mit unseren Fahrrädern das 6-Stunden-Rennen von Neffelbach fuhren, wenn wir nicht gerade der Neffel folgten; dem Bach, der uns jenseits der Hauptstraße bis hinab zu unserer Grundschule begleitete, auf deren Hof wir besonders oft herumkurvten.

Wenn wir dem Bach in die andere Richtung folgten und die andere Uferseite wählten, dann gelangten wir zum Gymnasium, das ein gigantisches Anwesen besaß, auf dem wir mit unseren Fahrrädern die wildesten Verfolgungsjagden fuhren und uns wie die Highway Patrol vorkamen. Oft spielten wir dort so laut, dass wir die Lehrer dazu brachten, die Fenster aufzureißen und uns ein herzhaftes „Ruhe da unten!“ oder „Verschwindet!“ herabzubrüllen. Es gab keinen Ort in Neffelbach, den wir mit unseren Fahrrädern nicht erreichen konnten, sei es die Alte Burg, die Tennishalle, oder sogar die Kaserne, die am Rande des Industriegebietes lag. Nicht selten riskierten wir unser Leben.

Wenn ich zurückblicke, ist es fast ein Wunder, dass wir unverletzt davonkamen, als wir beispielsweise in der Kiesgrube den sandigen Hang in einer mittelmäßigen Lawine 30 Meter nach unten rutschten oder auf der Schutthalde hinter dem Vinzenzhaus herumkletterten und uns dort sogar auf die Mauer wagten, die ein netter Zeitgenosse mit scharfen Scherben versehen hatte.

So abenteuerlich wie draußen war die Zeit, die wir im Innern meines Elternhauses oder der Wohnung der Steinfelds verbracht haben, natürlich nicht. Aber unsere Phantasie war stark und unsere Kreativität unerschöpflich. Das

Fernsehen trug - den Stimmen vermeintlicher Experten zum Trotz - dazu bei. Wenn wir im Fernsehen einen Film sahen, war das nur der Anlass für ein ausgedehntes Spiel in einer dieser fiktiven Welten, sei es ein Märchenland, ein Schiff, mit dem Erol Flynn auf Seefahrt geht, sei es der Sherwood Forest oder aber der Wilde Westen. Wir erweiterten diese Welten auf naive Weise und führten beispielsweise, sobald das eine Piratenschiff nach erfolgreicher Fahrt doch versenkt worden war, ein neues ein, auf das neue Abenteuer wartete. Ähnliche Wirkungen wie das Fernsehen hatten die Geschichten, die meine Mutter uns erzählte. Die abenteuerlichen Geschichten nahmen wir als eine Basis zum Spiel. Bei den unheimlichen Geschichten aber war das anders. Diese verknüpften wir mit unseren Abenteuerspielen, indem das Unheimliche von den beiden Helden (das waren natürlich wir) überwunden werden musste. Während meine Mutter aber vorlas, lauschten wir gebannt. Wir erschrakten an den richtigen Stellen und bangten um die Figuren. Überhaupt gruselten wir uns gerne. Wir hörten in meinem Zimmer Hörspiele nach den Romanen von Edgar Wallace. Dazu hatten wir die Rollläden heruntergelassen und das Licht ausgeschaltet. Zudem verkrochen wir uns unter meinem Bett, um dem Ganzen neben der Finsternis auch ein klaustrophobisches Element zu verleihen.

Meine Eltern hatten nichts dagegen. Meine Mutter sprach mit uns über die Filme, Hörspiele und Geschichten. Sie war der Ansicht, man könne über alles sprechen. Auch wenn ich diese Haltung bis heute nicht vertrete, muss ich gestehen, dass meine Mutter eine Meisterin der unterschwelliger Manipulation war. Mein Vater hingegen sah die Sache eher konservativ amerikanisch. Er war der Meinung, ein wenig Angst könne nicht schaden, und veranstaltete zu Halloween, das wir für uns feierten, mit Tom und mir einen Horrorthon, einen Abend voller Horrorfilme, meist B-Movies aus der Schmiede von Jack Arnold. Mehr glaubte er, uns nicht zumuten zu können. Schließlich gingen wir noch in die Grundschule, und die anderen Kinder schienen keinen Zugang zu solchen Geschichten zu bekommen, auf welchem Medium sie auch immer erschienen.

Wir waren Außenseiter auf der katholischen Grundschule. Während die getauften Kinder im Religionsunterricht saßen oder aber beim Gottesdienst waren, betreute uns eine Lehrerin. Die Steinfelds gehörten keiner Glaubensrichtung an, und meine Eltern waren aus der Kirche ausgetreten, als

der neue Papst zu seinem Amt gekommen war. So sehr die Lehrerin sich bemühte, wir merkten ebenso wie die Moslems in unserer Klasse, dass wir Außenseiter waren.

Während Tom und ich die anderen Kinder ein wenig ihrer Gemeinschaft wegen beneideten, gab es nicht wenige, die wünschten, ebenfalls Zugang zu den Geschichten zu erhalten, die wir kannten. Wir erzählten viele und bekamen in manchen Fällen mit unserer Klassenlehrerin Ärger. Einmal ging es sogar so weit, dass die Mutter eines Jungen den Steinfelds die Schuld daran gab, dass ihr Kind an Alpträumen litt, schließlich habe Tom ihrem Sohn eine Geschichte erzählt. Sie warf den Steinfelds vor, Tom Filme sehen zu lassen, die nichts für Kinder sind. Ich erinnere mich noch genau daran, wie Tom Peter die Handlung des Films *Tarantula* nacherzählt hatte. Das war zu viel für den Jungen, obwohl wir noch ganz andere Geschichten kannten und sie dank dem Vorbild meiner Mutter auch effektiv zu erzählen wussten.

Tom und ich schienen wirklich die einzigen zu sein, die am Wochenende wach blieben, um irgendwelche Filme zu sehen, die für Kinder eigentlich zu schrecklich waren. Tom durfte sie mit seinen Eltern schauen, während mein Vater mich, wenn der Film begann, ins Bett schickte. Für etwa 20 Minuten pflegte ich auch ins Bett zu gehen, dann aber schlich ich mich ins Wohnzimmer zurück und kroch leise unter die Couch, von wo aus ich den Fernseher sehen konnte. Wenn der Film vorbei und mein Vater eingeschlafen war, schlich ich mich zurück in mein Zimmer. Ich weiß bis heute nicht, ob mein Vater mich je bemerkt hat. Wenn es so war, dann hat er es bis zuletzt für sich behalten.

Bei den Steinfelds waren derartige Anstrengungen unnötig. Sie hatten eine große Videosammlung und verhinderten nicht, dass Tom und ich uns während ihrer Abwesenheit daran bedienten. Auch hier gab es Horrorfilme, die wir uns anschauten. Diese waren allerdings einige Kategorien härter als jene, die mein Vater uns zu Halloween zeigte oder die ich nachts unter der Couch im Fernsehen sah. Wir waren wirklich geschockt, aber ich denke, wir waren darauf vorbereitet. Wir kannten viele der Konventionen und der Klischees des Genres bereits und wussten vor allem instinktiv, wann wir unsere Augen zu schließen hatten.

Erstaunlich war, dass Toms Eltern uns, wenn sie uns denn erwischten, nicht bestrafte und es nicht meinen Eltern sagten. Zumindest haben meine Eltern es

mir nie zu verstehen gegeben. Die Steinfelds behandelten uns fast wie Erwachsene und fragten uns, was wir bei diesen Filmen dachten und fühlten. Herr Steinfeld sagte uns, wir müssten stark sein und lernen solche Filme zu verstehen, während Frau Steinfeld erklärte, dass die unheimlichen Mächte nicht einfach nur böse seien. Sie wollte uns ernsthaft einreden, dass diese Mächte nicht in Kategorien wie Gut oder Böse dachten, sondern schon vor den Menschen da gewesen seien und lediglich wieder ihren rechtmäßigen Platz einnehmen wollten. Es klang in meinen Ohren so, als spreche sie nicht von Filmen, sondern von der Realität. Die Filme aber hatten uns etwas anderes vermittelt. Es war eine konservative Einstellung. In der Regel übertraten die Figuren ein Tabu und mussten bis zuletzt mit den Folgen kämpfen. Allerdings gab es tatsächlich einige Beispiele, die die Aussagen der Mutter unterstützten.

Interessanterweise schlugen sich diese Filme bei uns nicht in der Weise nieder, wie es Abenteuerfilme taten. Als Identifikationsfiguren gab es keine überragenden Helden, sondern in der Regel nur Opfer, die mit letzter Kraft dem Bösen entkommen konnten. Die Täter waren entweder wahnsinnig, waren Monstren oder es waren übernatürliche Mächte, die sich manifestierten.

Wie bereits erwähnt, verknüpften wir in unseren Spielen das Unheimliche mit dem Abenteuerlichen. Zudem suchten wir aber nach unheimlichen Orten; und derer gab es in Neffelbach viele, angefangen beim Friedhof, über leerstehende Häuser, bis hin zu Schächten, von denen wir nicht wussten, wohin sie führten.

Der Höhepunkt in unseren frühen Erfahrungen und Ansichten kam am 31. Oktober 1984. Mein Vater hielt uns offenbar für alt genug, um zu unserem Horrorthon den Film *Alien* zu sehen. Obwohl wir bei den Steinfelds härtere Filme gesehen hatten, berührte uns *Alien* sehr. Es war das Gefühl der Einsamkeit im unendlichen All und der gleichzeitigen Klaustrophobie im Raumschiff. Und natürlich berührte uns die Bestie. Wir dachten über das nach, was Frau Steinfeld uns immer wieder gesagt hatte und kamen zu dem Ergebnis, dass das *Alien* nicht als Böse bezeichnet werden konnte. Es war so böse wie ein Tiger, ein Löwe oder aber eine Hauskatze, die eine Maus fängt. Das Wesen war nur kompromisslos an seinem Überleben interessiert. Mein Vater war überrascht, als er zwei Zehnjährige in dieser Weise sprechen hörte. Er war geradezu stolz auf uns.

Natürlich waren wir nicht frei von Angst, und es dauerte eine Weile, bis wir wieder Nudeln essen konnten, ohne an die berühmte Tischszene zu denken.

III

Es mag der Eindruck entstehen, dass Tom und ich uns nur mit dem Horrorgenre beschäftigt haben. Dem ist nicht so. Unsere Interessen waren weit gestreut. Für die Ereignisse, die nun zum Glück hinter mir liegen, ist dieser Aspekt meiner Kindheit aber entscheidend. Wir ergründeten unsere Ängste und spielten damit; und wir lernten, dass Angst selbst an vermeintlich sicheren Orten herrschte.

Als wir auf das Gymnasium kamen und weniger auf das Medium Film achteten und mehr auf das Medium Buch, fingen wir an, einige Bücher aus den Regalen unserer Eltern zu lesen. Besonders beliebt waren bei uns Grusel-Groschenheftchen, von denen Toms Vater einen ganzen Keller voll besaß. Oft saßen wir dort bei schwachem Licht und lasen uns die Geschichten vor. Wir trugen diese Hefte auch ständig mit uns herum. Bei mir zu Hause stieß ich damit nicht auf Begeisterung. Mein Vater sagte, es sei immerhin besser, als nichts zu lesen. Dennoch war er enttäuscht. Meine Mutter war sogar sauer. Sie ging ans Bücherregal und griff sich zielsicher ein schweres Buch, knallte es vor mich auf den Tisch und sagte: „Fang damit an!“ Ich nahm das Buch. Es war ein Sammelband mit Horrorgeschichten und unheimlichen Gedichten von Edgar Allan Poe. Ich reagierte ein wenig trotzig, nahm das Buch aber mit auf mein Zimmer. Es dauerte lange, bis ich darin las. Und meine Mutter hatte recht: Es war ein Anfang. In der gleichen Nacht las ich das ganze Buch und konnte danach nicht schlafen, so sehr hatte es mich berührt.

Als ich damit am nächsten Tag in den Keller der Steinfelds ging, wo mich Tom erwartete, war mein Freund misstrauisch, was Poe anging. Er hatte zwar von ihm gehört, dachte aber, Poes Horror sei längst verstaubt und könne heute niemanden mehr bewegen. Als ich Tom aber das Gedicht „Ulalume“ vortrug, war er überzeugt.

In jenem Sommer lasen wir alles, was wir von Poe in die Finger bekamen, und fanden einen Ort, an dem wir uns gegenseitig hervorragend vorlesen konnten und der die richtige Atmosphäre besaß. Die Steinfelds hatten sich in der

Bachstraße ein Grundstück gekauft und damit begonnen, ein Haus zu bauen. Wenn die Bauarbeiter fort waren, fuhren wir zum Rohbau des Hauses und lasen im Schein von Kerzen oder Taschenlampen. Es war fantastisch. Nie werde ich vergessen, wie wir in dieser tropfenden Ruine „The Fall of the House of Usher“ lasen.

In den folgenden Jahren vollzog sich eine Entwicklung, die durch Toms Fortschritte im Englischen begünstigt wurde. Zwar war Tom dank meinem Vater und mir und manch englischem Film oft der Sprache ausgesetzt gewesen, aber es hatte nie gereicht, um Literatur zu lesen. Und auch meine Nacherzählungen und spontanen Übersetzungen waren nicht befriedigend. Als Tom aber durch den Englischunterricht Fortschritte machte, standen uns die Bücher meines Vaters offen. Wir lasen alle Größen des Horrors und erreichten schließlich, als wir 13 Jahre alt waren, H.P. Lovecraft und jene Autoren, die sich um ihn gesammelt hatten. Und jetzt begriffen wir erst, was Toms Mutter uns immer wieder zu den Filmen gesagt hatte. Sie hatte Lovecraft gelesen und besaß alles, was ins Deutsche übersetzt worden war. Sie hatte von den längst totgeglaubten Mächten gesprochen, die lediglich schliefen und auf ihr Erwachen warteten.

Ich vermied es, Frau Steinfeld auf Lovecraft anzusprechen, denn ihre Reaktionen waren mir unheimlich. Sie kannte Details, die ich in keiner der Geschichten finden konnte; und wenn Tom oder ich sie darauf ansprachen, hielt sie einen Moment inne und sagte dann, sie habe sich geirrt.

Parallel zu unseren Erfahrungen als Leser des Unheimlichen, vollzog sich eine deutliche Entwicklung unserer Persönlichkeit. Wir waren in der Schule nicht die Beliebtesten, aber zu den Außenseitern zählten wir auch nicht länger. Im Gegenteil. Es schien, als könnten wir auf die Dinge, die Jugendliche beschäftigen, mit einem reiferen Blick schauen. Zumindest dachte ich das damals. Die Musik war beispielsweise ein guter Indikator für diese Vorausschau. Wir liebten Rockmusik und hörten die Bands, welche die meisten unserer Klassenkameraden im einen Jahr ganz schrecklich fanden, nur um sie zwei Jahre später zu feiern, weil sie ständig im Radio und auch im Fernsehen gespielt wurden. Dann hatten wir neue Bands dazuentdeckt und das Spiel ging von vorne los. Wir neigten nicht dazu, wie es unter unseren Mitschülern Mode war, Konflikten auszuweichen, sondern sagten sehr offen, was wir von diesem oder

jenem Standpunkt hielten. Wir belegten in der Mittelstufe den katholischen Religionsunterricht und hatten harte Diskussionen mit unserem Religionslehrer, der uns Heiden schließlich aus dem Kurs verwies. Das gefiel natürlich einigen Mitschülern, besonders den Mädchen. Unsere Beziehungen zu Mädchen scheiterten jedoch meist an unserem Zynismus. Die Mädchen, die wir kannten, mochten zwar Rebellen, aber mit zynischen Rebellen konnten sie es nicht aushalten.

Meine Eltern machten mir Mut und sagten, ich solle meine Persönlichkeit nicht wegen eines Mädchens aufgeben, ich sei so stark und nicht so blind wie die meisten Jugendlichen. Ich solle das nie vergessen. Tom und ich hätten ein tiefes Verständnis für die Welt. Wir sollten unsere Persönlichkeit nicht für ein wenig Anerkennung an den Nagel hängen.

Natürlich glaubten wir unseren Eltern nicht und suchten nach Anerkennung. Wir erhielten sie, waren einige Monate besonders beliebt und hatten nette Freundinnen, machten unsere ersten sexuellen Erfahrungen, aber letztlich fühlten wir uns nicht verstanden. Es war uns, als würden unsere Mitschüler und unsere Freundinnen eine andere Sprache sprechen. Sie verstanden unsere Anspielungen nicht, verstanden unseren bierceschen Humor nicht, kannten unsere Traditionen nicht und hielten uns letztlich für sonderbar.

IV

Das erste Mal, dass sich mein Lebensweg von Tom trennte, war nach dem Abitur. Tom ging zur Bundeswehr. Ich hatte ihn damals versucht zu überreden, dass Zivildienst besser für ihn wäre, aber er wußte, was er wollte. Er hatte nichts gegen den Wehrdienst. Und ich hatte gut reden. Als Amerikaner brauchte ich nicht zur Armee zu gehen. Ich konnte gleich ins echte Leben eintauchen. Nun, nicht ganz. Ich schrieb mich an der Kölner Uni ohne langes Nachdenken für Philosophie, Anglistik und Geschichte ein.

Es schien alles einen geregelten Gang zu gehen. Ich hielt Kontakt zu Tom, auch wenn ihn die Strukturen der Armee ein wenig veränderten und ich es jetzt war, der gewisse Anspielungen nicht mehr verstand. Dennoch war ich mir sicher, dass unsere Freundschaft nicht lange darunter leiden würde.

Dann aber trat die Ausnahme ein, die alles veränderte: Meine Eltern kamen bei einem Eisenbahnunglück bei Düsseldorf ums Leben. Zwei Bahnen kollidierten miteinander. Vielleicht haben Sie damals davon gehört. Es dauerte lange, bis ich die Bestätigung bekam, dass meine Eltern tatsächlich im Zug gesessen hatten.

Ich war 21 Jahre alt und alleine. In Deutschland hatte ich keine Verwandten. Meine Großeltern waren tot und meine Mutter war ein Einzelkind gewesen. Nur in den Staaten hatte ich noch Tante Alice, die noch heute im Haus meiner Großeltern in Boston wohnt. Nach der Beerdigung und all der Bürokratie schloss ich mit Neffelbach ab, löste den Besitz meiner Eltern auf, sandte das, was ich behalten wollte, zu meiner Tante, verkaufte das Haus und verabschiedete mich von meinen wenigen Freunden, besonders von Tom, der mich nur zu gut verstand. Es war ein schwerer Abschied, aber wir waren beide erwachsen, und wir wussten, dass wir nicht für immer in Neffelbach bleiben wollten.

So ging ich in die USA, wo ich oft den Sommer bei meiner Tante verbracht und sogar noch meine Großeltern erlebt hatte. Ich nahm das Geld, das meine Eltern mir hinterlassen hatten, und stieg in einen kleinen Verlag ein, der in New York nach Teilhabern Ausschau hielt. Ich zog dorthin und verbrachte die nächsten Jahre damit, meine Energie für den Verlag aufzuwenden. Auch wenn mein Verhalten mich noch eine Weile als Fremden brandmarkte, lebte ich mich ein, und das Heimweh nach der Stadt, in der ich aufgewachsen war, kam nur ab und zu über mich, besonders wenn Tom mir Briefe schrieb.

Am Anfang schrieben wir uns regelmäßig, aber mit der Zeit schlief es ein. Ich wusste, dass er nach dem Wehrdienst wie ich zur Uni nach Köln gegangen war. Er studierte Geschichte, Völkerkunde und auf den Wunsch seines Vaters Archäologie. Er war ein Einzelgänger, ließ einfach niemanden an sich heran und sprach immer nur von alten Zeiten. Die Gründe für unser Auseinanderleben waren klar. Zum einen ist trotz der fortschrittlichen Kommunikationssysteme räumliche Trennung immer noch ein Argument, sich nicht zu melden. Wir teilten einfach nicht den gleichen Alltag. Wir redeten mit unseren Bekannten selten über die gleichen Dinge. Zum anderen hatte ich ein neues Leben begonnen und wollte nicht zu den alten Tagen zurückkehren, sondern wollte nach vorne blicken. Tom schien still zu stehen und zurückzublicken. Zurückblicken hieß in meinem Fall immer, mir den Verlust meiner Eltern vor Augen zu führen.

1997 lernte ich Susan kennen und heiratete sie noch im gleichen Jahr. Sie war es, die mich immer wieder nach Deutschland fragte und wissen wollte, warum ich keinen Kontakt hielt. Ich erzählte ihr meine Kindheit und meine Jugend in jedem Detail, von Tom und vom Tod meiner Eltern. Sie meinte, ich hätte den Tod meiner Eltern nicht überwunden. Sie hatte recht. Mir war klar, dass ich eines Tages nach Neffelbach zurückkehren würde.

Im Spätsommer 1999 meldete sich Tom bei mir. Er schrieb mir eine E-Mail, in der er sich nach mir erkundigte und von der Entwicklung in Neffelbach berichtete. Er erzählte mir, dass sie mittlerweile auf der Hauptstraße nahe der Kreuzung zum Nordring ein Kino und weiter draußen ein neues Schwimmbad gebaut hatten. Den ganzen September über schickten wir uns Nachrichten hin und her.

Anfang Oktober war es, als sich Toms Ton änderte. Mein Freund wirkte ein wenig zu nachdenklich, so als wolle er mir hintergründig etwas mitteilen. Ich fragte, was ihn bedrücke, und erhielt folgende Mail als Antwort:

Hi Chris,

du kennst mich eben doch noch. Mich bedrückt tatsächlich was. Und ich bin mir nicht sicher, ob ich mir das alles nicht nur einbilde. Ich habe dir erzählt, daß ich eine eigene Wohnung in der Papageiensiedlung habe und meine Eltern regelmäßig besuche. Seit einigen Wochen streiten sie oft. Letzte Woche erst saß ich in ihrem Wohnzimmer und hörte, wie sie sich in der Küche anbrüllten. Diesmal um einiges heftiger als vorher. Aber das störte mich weniger als ihr Verhalten, als sie ins Wohnzimmer zurückkehrten. Sie taten so, als sei alles in bester Ordnung. Du hättest ihre Gesichter sehen sollen!

Damit fing eigentlich alles an.

Es war ein erstes Mißtrauen. Mir fiel nur zwei Tage später auf, daß mein Vater am Abend nicht da war. Meine Mutter sagte, er sei mit Freunden aus. Das war ungewohnt, denn meine Eltern haben den gleichen Freundeskreis und pflegen gemeinsam auszugehen. Als ich merkte, daß mein Vater anscheinend jeden Abend fortging, vermutete ich, daß er eine Liebschaft pflegte. Die Nacht darauf war ich fast am Hause meiner Eltern angekommen, als ich sah, wie mein Vater das Haus verließ. Kurz darauf löschte meine Mutter im Haus das Licht. Und

als ich klingelte, reagierte sie nicht. Ich dachte, meine Mutter würde sich meinetwegen schämen. Es ist schließlich nicht leicht, wenn man vom eigenen Mann zurückgewiesen wird. Ich hatte den Eindruck, meine Mutter wollte mich glauben machen, sie wäre gemeinsam mit meinem Vater fortgegangen.

In diesem Moment haßte ich meinen Vater und versuchte, ihm zu folgen. Ich lief zur Kölner Straße hinauf und sah, wie er auf der anderen Straßenseite auf den Parkplatz hinter dem Ärztehaus ging. Ich folgte ihm durch die Hahnenpassage, die du ja noch kennen dürftest. Ich ging ihm durch die ganze Stadt nach, bis zu unserer Grundschule. Du weißt doch noch, wo der Aschenplatz gewesen ist. Und du erinnerst dich gewiß auch an das Haus, das sie dort gebaut haben. Es gehört nach wie vor Herrn Berger. Dorthin ging mein Vater, schloß die Tür auf, verschwand im Inneren des Gebäudes und schaltete dort das Licht ein.

Ich wußte nicht, was ich glauben sollte. Ich nahm an, Berger sei im Urlaub und mein Vater habe die Aufgabe, sich um die Katze oder ein anderes Haustier zu kümmern. Aber ich wollte sichergehen und wartete.

Nach etwa einer halben Stunde kam eine Frau langsamen Schrittes den Bach entlang und ging zum Haus. Im Schein der Laterne vor dem Haus sah ich ein junges Gesicht, das ich nicht kannte. Mein Vater öffnete, ließ sie hinein, schaute sich um und schloß die Tür wieder. Als wenige Minuten später im Haus das Licht ausging, war ich geschockt. Ich stellte mir vor, wie mein Vater mit dieser jungen Tussi im Bett lag und es mit ihr trieb.

Nach einer Stunde ging das Licht im Haus wieder an und die Frau kam heraus. Ich beschloß ihr zu folgen, um rauszufinden, wo sie wohnt. Als sie durch den Schein der Laterne ging, sah ich, daß sie zwei trübe Bündel in Händen trug. Sie ging den Dreckweg am Bach in Richtung Hauptstraße entlang. Ich ging ihr nach. Aber wie du aus unserer Kindheit weißt, war ich nie ein guter Verfolger. Für meinen alten Herrn hat's gereicht, aber für die junge Frau nicht. Sie bemerkte mich und sprintete davon. Ich folgte ihr, und sie bekam es wohl so sehr mit der Angst zu tun, daß sie unvorsichtig wurde und eines der Bündel fallen ließ. Und offensichtlich hatte sie mehr Angst davor, daß ich ihr etwas antue, als davor, das Bündel zurückzulassen. Sie lief zur Straße, überquerte sie und entkam mir. Ich holte das Bündel und öffnete es. Und was ich fand, haute mich um.

Es fällt mir nicht leicht, darüber zu schreiben.

Wenn du wüßtest, wie lange ich für diese Zeilen brauche!

Nun, es war der Arm eines Menschen, der grob in Ober- und Unterarm zerschnitten war. Dazwischen lag eine Hand. Ich ließ alles fallen, es klatschte auf den Boden. Es lag im Laternenschein. Ich kann dir sogar sagen, daß es ein rechter Arm war, so deutlich sehe ich den Daumen und die Handfläche und die Sehnen am Unterarm vor mir. Einen Moment dachte ich noch an die Polizei, dann aber wandte ich mich um und lief davon. Als ich mich beruhigte, war ich am Kino und nahm den schnellsten Weg nach Hause. Dort kämpfte ich mit mir. Ich fragte mich, ob ich zur Polizei gehen sollte. Aber immerhin war es mein Vater, der in der Sache drinsteckte. Ich beschloß, noch mal zu der Stelle zu gehen, an der ich das Bündel fallengelassen hatte. Und als ich dort ankam, war das Bündel mit den Leichenteilen verschwunden.

Im Dreck des Weges konnte ich nicht einmal Blut finden. Irgend jemand hatte hier den Dreck zerstreut und damit die Spuren verwischt. Ich ging am nächsten Tag zu meinen Eltern und fragte, wo sie am Abend zuvor gewesen waren. Sie logen mich an. Seither weiß ich nicht, was ich tun soll. Verdammt! Ich weiß nicht einmal, ob ich mir das alles nicht nur eingebildet habe. Wenn ich jetzt zur Polizei gehe, dann werden die mich für verrückt halten.

Ich brauche deinen Rat, Chris. Du hattest doch immer irgendeinen Ausweg aus den beschissensten Lagen. Hilf mir, Chris!

Bis bald,

Tom.

Ich antwortete Tom und schrieb ihm, er solle nicht zur Polizei gehen. Ich dachte, Tom hätte sich das alles eingebildet, schließlich zweifelte er selbst an seinem Verstand. Ich schlug ihm vor, seine Mutter zur Rede stellen. Es dauerte keine zwei Tage, da sandte mir Tom eine weitere Nachricht. Ich erkannte sofort an der Datenmenge, dass Tom ein Attachment mit seiner Mail schickte. So lang konnte kein einfacher Text sein. Die Nachricht selbst lautete:

„Hi, Chris. Ich war gestern bei meinen Eltern und habe mein Diktiergerät, das ich immer in den Vorlesungen dabei habe, bei ihnen im Wohnzimmer

deponiert und es heute wieder abgeholt. Sie haben nichts gemerkt. Aber was ich auf dem Band hörte und seither ein Dutzend Mal gehört habe, macht mich fast wahnsinnig. Ehrlich gesagt, weiß ich nicht, warum ich noch klar denken kann. Wenn du mich aber jetzt schon für verrückt hältst, dann wird dir der MP3-File, den ich dir mitschicke, beweisen, daß ich die Wahrheit sage. Was haben meine Eltern bloß getan! Bitte melde dich, sobald du es gehört hast.“

Ich begutachtete die MP3-Datei und stellte zuerst fest, dass die Aufnahme 3:58 lang und in sehr guter Qualität gespeichert war. Ich fürchtete mich ein wenig vor dem, was mich erwartete, klickte aber dennoch den Playbutton an:

(Ein Rauschen. Hintergrundrauschen. Ein Poltern und Streichen. Jemand setzt sich offenbar. Jemand anderes geht im Raum auf und ab.)

Elsbeth Steinfeld: „Ich finde, er ist soweit. Er sollte beitreten. Wir sollten ihn fragen.“

Klaus Steinfeld: „Er ist nicht der Typ, der bei so einer Sache mitmacht, Elsbeth. Ich glaube, wir haben versagt. Ich weiß, dass du dir wünschst, dass endlich Schluss ist mit der Heimlichtuerei. Aber er ist eine Gefahr, wenn er von der Sache erfährt.“

Elsbeth: „Vielleicht hat er schon davon erfahren.“

Klaus: „Wie meinst du das?“

Elsbeth: „Katharina hat eben angerufen. Irgendwer hat sie auf dem Heimweg verfolgt. Sie hat eines der Bündel verloren.“

Klaus (laut): „Was? Und wieso erfahre ich das erst jetzt?“

(Schweigen.)

Klaus (ruhiger): „Welches Bündel hat sie verloren?“

Elsbeth: „Sie hat den Arm verloren.“

Klaus: „Immerhin.“ (Pause.) „Hat sie jemanden gesehen?“

Elsbeth: „Nein, aber sie konnte das Bündel wieder an sich bringen. Wer immer ihr folgte war offenbar zu erschrocken, um es mitzunehmen, nachdem er es geöffnet hatte.“

Klaus: Und du meinst, dass Tom ihr gefolgt ist?“

Elsbeth: „Es wäre doch möglich. Er hat mich gefragt, warum wir nicht gemeinsam ausgehen.“

*Klaus: „Du weißt, was sie verlangt, wenn ein Außenstehender davon erfährt?“
(Schweigen.)*

Klaus: „Wenn er es wüsste, glaubst du nicht, dass er uns zur Rede stellen würde?“

Elsbeth: „Doch.“

Klaus: „Er hat es nicht getan, und wenn er es tut, dann werden wir ihm die Pistole auf die Brust setzen. Friss oder stirb!“

(Langes Schweigen)

Elsbeth: „Ich habe eine Idee! Sie wird zumindest das Risiko senken, solange du Berger vertrittst. Wir werden dem Jungen eine Urlaubsreise schenken.“

Klaus: „Elsbeth, das ist genial!“

Elsbeth: „Und während er weg ist, kannst du ganz ruhig deiner Aufgabe nachgehen.“

Klaus: „Du tust so, als müsste ich nur die Pakete durch die Gegend tragen. Wenn du wüsstest, was diese kleinen Biester für einen Aufstand machen. Das Problem ist, dass zur Zeit zu wenig Leute sterben.“

Elsbeth: „Heinz meint, bald müssten wir auf Tierfleisch umsteigen.“

Klaus: „Tierfleisch!? Wir brauchen Menschenfleisch! Menschenfleisch! Das weißt du genau! Wenn wir nicht genug totes bekommen, werden wir Frischfleisch beschaffen müssen.“

Elsbeth: „Ich hoffe nicht, dass es so weit kommt.“

Klaus: „Was willst du sonst machen? Ich möchte nicht auf mein Essen verzichten. Du etwa?“

Elsbeth: „Natürlich nicht.“

Ich war schockiert und konnte nicht fassen, dass Tom trotz allem noch in der geistigen Verfassung gewesen war, mir diese Datei zu schicken. Es war offensichtlich, dass seine Eltern einer Art Satanskult angehörten. Damals wußte ich es nicht besser einzuordnen. Ich schrieb Tom, er solle die Ruhe bewahren. Dann machte ich mir große Sorgen um ihn und befürchtete, dass er seine Eltern zur Rede stellte und diese ihm wie versprochen die Pistole auf die Brust setzten. Ich versuchte das ganze auf eine andere Weise zu erklären, glaubte zeitweilig sogar an einen Scherz, aber es waren die Stimmen von Elsbeth und Klaus

Steinfeld gewesen. Und die Steinfelds waren keine Schauspieler. Sie konnten sich einfach nicht so gut verstellen.

Ich bekam Angst, als ich die Konsequenzen aus dieser Erkenntnis zu Ende dachte. Ich malte mir aus, wie die Steinfelds auf dem Friedhof eine Leiche ausgruben. Und ich führte mir vor Augen, dass auch meine Eltern auf diesem Friedhof lagen, der vom Bach getrennt dem Haus Herrn Bergers gegenüber lag. Wenn die Steinfelds diesem Geschäft schon lange nachgingen, dann mochte es sein, dass meine Eltern Opfer dieser Leichenfresser geworden waren. Diesen Gedanken konnte ich nicht ertragen und versuchte ihn zu verdrängen.

Ich ließ an diesem Abend das Essen ausfallen und erinnerte mich an all die Male zurück, da ich bei den Steinfelds zu Mittag gegessen hatte. Außerdem konnte ich mich an einen Grillabend bei uns im Garten erinnern, zu dem auch die Steinfelds Fleisch mitgebracht hatten. Ich hielt es für möglich, dass ich als Kind und Jugendlicher Menschenfleisch gegessen hatte. Nachdem ich mich auf der Toilette übergeben hatte, und meine Frau mich fragte, was mir fehle, log ich sie zum ersten Mal in unserer Ehe an.

V

Als ich am nächsten Abend nach einem arbeitsreichen Tag immer noch keine Nachricht von Tom erhalten hatte, machte ich mir noch mehr Sorgen. Ich hatte Angst um meinen Freund und malte mir aus, wie seine Eltern ihn überwältigt hatten und ihn in Stücke schnitten. Ich konnte nicht glauben, dass er das Angebot seiner Eltern, eine Urlaubsreise zu machen, angenommen hatte. So schrieb ich ihm eine Mail, erhielt aber keine Antwort. Ich suchte mir im Internet seine Telefonnummer heraus, rief ihn an, aber niemand war da. Mir war klar, dass irgend etwas geschehen war, und ich beschloss, in den nächsten Flieger nach Deutschland zu steigen und meinem Freund beizustehen. Seine Aussage - gestützt durch die Aufnahme der Eltern - sollte der Polizei reichen, um etwas zu unternehmen. Doch zuerst müsste ich ihn finden und davon überzeugen, dass der Weg zur Polizei der richtige war.

Ich machte meiner Frau klar, dass mein bester Freund in Schwierigkeiten steckte und ich ihm zur Hilfe kommen musste. Sie war einverstanden, ohne auch nur eine Frage zu stellen. Aus meinen Erzählungen wußte sie, wie gut Tom und

ich befreundet waren. Und ich rechne es ihr hoch an, dass sie Verständnis zeigte, auch wenn ich mir heute wünsche, sie hätte mich aufgehalten.

Am nächsten Morgen saß ich in einem Flugzeug nach Frankfurt am Main. In der Economy Class hatte ich keinen Platz mehr gefunden, also musste ich für die Business Class bezahlen. Aber dieser Flug war etwas Besonderes. Ich hätte auch das zehnfache bezahlt, wenn es denn nötig gewesen wäre.

Ich hatte mich vor dem Flug um alles gekümmert. Ich hatte mir Toms Adresse und Telefonnummer notiert. Ein Mietwagen erwartete mich in Köln am Hauptbahnhof, und ich hatte sogar daran gedacht, mir ein Handy - wie man ein *cell phone* in Deutschland nennt - zu bestellen, schließlich war meines ein alter Kasten, der in Europa nicht funktionierte. Als Gepäck hatte ich mein Notebook und einen kleinen Koffer mit Wäsche für zwei Tage dabei. Während ich unterwegs war, schlief ich und träumte von einigen Abenteuern, die ich mit Tom als Kind erlebt hatte. Und als ich aufwachte und aß, dachte ich an seine Eltern. Ich dachte an Menschenfleisch und konnte kaum einen Bissen hinunterwürgen, obwohl ich das vegetarische Mahl gewählt hatte. Aber Essen war Essen; und immer wenn ich schluckte, sah ich mich am Küchentisch der Steinfelds sitzen und ein Stück Fleisch hinunterschlingen.

Schlimmer als das, was ich bereits wusste, war mein Unwissen über das, was in Bergers Haus geschah. Ich vermutete, dass in Bergers Keller die Leichen lagerten, die der Kult vom Friedhof gestohlen hatte. Ich bekam wieder Angst um meine toten Eltern. Ich beruhigte mich aber und redete mir ein, dass es unmöglich war, dass dieser Kult schon lange existierte. Grabschändungen konnten nicht über fast zehn Jahre unbemerkt bleiben. Schließlich fragte ich mich, ob ich wirklich nur wegen Tom nach Deutschland flog.

VI

Am nächsten Nachmittag war ich mit meinem gemieteten Ford in Neffelbach. Ich fand viel Neues in der Stadt und erkannte viel Altes, aber weder in Toms Wohnung noch im Haus seiner Eltern reagierte jemand auf mein Klingeln. Und auch ans Telefon ging niemand. So parkte ich den Wagen am neuen Kino und ging zu Fuß zu meinem Elternhaus. Ich war trotz allem überrascht, es bewohnt zu finden. Ich hatte es leer in Erinnerung und fand es

befremdlich, andere Leute dort zu wissen. Als ich an der Rollschuhbahn war, stellte ich fest, dass sie diesen Namen jetzt weniger denn je verdiente, denn der rechte Halbkreis existierte nicht mehr, sondern war einer Wiese gewichen. Am Bach angekommen, blickte ich den Dreckweg entlang bis zur Straße, darüber hinweg zur Biegung des Baches. Dort hinten war es wohl geschehen. Dort hinten hatte die Frau das Bündel auf den Weg fallen gelassen. Dort hatte Tom die schreckliche Entdeckung gemacht.

Ich ging zur Straße und überquerte sie an der Ampel, die hier, seitdem ich denken kann, den Kindern einen sicheren Weg zur Schule bahnte. Dann hielt ich inne. Ich wollte nicht weiter den Bach entlang gehen und womöglich eine Spur finden, die Toms Erzählung festschrieb. Am liebsten wäre es mir gewesen, wenn sich alles nur als ein Scherz herausgestellt hätte. Ich wandte mich nach links und ging auf die andere Seite des Baches und folgte ihm auf dem Weg zum Friedhof. Dabei blickte ich immer auf den Dreckweg auf der anderen Uferseite. Und ich dachte, den Flecken gefunden zu haben, an dem das Bündel gelegen hatte. Nicht dass ich dort eine Spur erspäht hätte; der Fleck, den ich ins Auge gefasst hatte, passte einfach so gut zu Toms Beschreibung. Ich erinnerte mich daran, dass ich jenen Weg oft genommen hatte; und ich fragte mich, wie viele Leute nach dem schrecklichen Ereignis dort entlang gegangen waren, ohne auch nur einen Hauch dessen zu erahnen, was dort geschehen war.

Ich ging weiter und blickte schräg über den Bach hinweg nach vorne. Da stand es, das Haus von Herrn Berger. Wir hatten ihn damals dafür gehasst, als er auf unserem Aschenplatz, auf dem wir immer Fußball gespielt hatten, sein Haus gebaut hatte. Das war also das Haus, in dem die Leichen lagerten. Wieso sonst sollte die Frau kommen, um sich ihre Bündel abzuholen? Ich fühlte mich nicht länger sicher beim Anblick dieses breiten Hauses, das mit halb geschlossenen Rolläden dastand und mich zu beobachten schien. Jenseits davon schlug eine Brücke einen Bogen zwischen den Ufern. Und bei diesem Anblick malte ich mir aus, wie finstere Gestalten im Mondschein eine Leiche über jene Brücke trugen.

Als ich eine Baumgruppe passierte und den Friedhof sehen konnte, überlegte ich, ob ich ihn wirklich betreten sollte. Aber ich musste einfach gehen. Ich war schon zu weit gegangen, um umzukehren.

Das Grab meiner Eltern fand ich auf Anhieb und war überrascht, es gepflegt zu sehen, hatte ich es doch ganz anders in Erinnerung gehabt. Die Steinfelds hatten das Bild, das ich mir von dem Grab gemacht hatte, nochmals gewandelt. Am liebsten hätte ich mich vergewissert, dass da unter der Erde auch nur die geringsten Überreste meiner Eltern lagen. Aber ich konnte meine Fassung so weit behalten, dass ich nicht zu einem törichten Versuch ansetzte, das Grab aufzuscharren. Vielleicht war es aber auch nur die Angst davor, eine endgültige Antwort zu erhalten.

Selbst vom Grab meiner Eltern aus konnte ich Bergers Haus sehen. Und es machte mich wütend. Ich beschloss, daran vorbei zu gehen, um festzustellen, ob sich darin irgendwer bemerkbar machte. Dann würde ich auf dem schnellsten Weg zur Polizei gehen. Vielleicht wäre das damals sofort das klügste gewesen. Vielleicht hätte ich dann nur aus den Zeitungen erfahren, was ich selbst erleben musste.

Ich wandte mich vom Grab meiner Eltern ab und verließ den Friedhof auf der Rückseite. Ich betrat die Brücke, sollte aber nicht die andere Seite erreichen und meine Pläne vollenden, denn in der Mitte der Brücke angekommen, sah ich etwas, das mir mit einem Schlag eine entscheidende Erinnerung an die Kindheit zurückholte. Ich sah eine Abflussröhre am Bach, auf der Seite des Friedhofes. Sie hatte gewiss einen Durchmesser von 1 Meter 80 und trug bei sehr starkem Regen das Wasser der umliegenden Abflüsse in den Bach. Es war eine finstere Höhle, einer jener Orte, die Tom und ich bei unserer Suche nach dem Unheimlichen erkundet hatten. Für uns war sie eines der großen Geheimnisse gewesen, denn nach etwa fünf Metern endete die Röhre an einem schweren Gitter, das mit einer Kette versehen war. Viel hätten wir damals darum gegeben, das Schloss an der rostigen Kette zu knacken. Oft hatten wir es versucht, aber immer waren wir gescheitert.

Dieser Abflussröhre entströmte ein fauliger Odem, den wir als Drachenatem bezeichnet hatten. Wir hatten das große Abenteuer damals nicht bestanden. Wir waren nicht tief genug in die Höhle des Drachen eingedrungen, um ihn zu besiegen. Ich bezweifle auch, dass wir uns tiefer in die Röhre hineingetraut hätten, wenn das Gitter den Weg nicht versperrt hätte. Schließlich zeigte die

Röhre in Richtung Friedhof, und einen unheimlicheren Ort als eine Röhre unter dem Friedhof hatten wir uns nicht vorstellen können.

Beim Anblick der Röhre ahnte ich, wie die Steinfelds und deren Komplizen an die Leichen kamen, und ich wollte einen Blick in die Röhre werfen. So ging ich zurück zu meinem Wagen und suchte im Kofferraum nach einer Taschenlampe. Ich fand einen rechteckigen Kasten, der zwei Warnlichter, eine Neonröhre und eine Taschenlampe als Komponenten vereinte, und kehrte damit zum Bach zurück. Ich kletterte behutsam die Böschung hinunter und stieg vorsichtig in die Röhre ein, deren betonierte Rinne vorstand. Als ich die Taschenlampe einschaltete, sah ich das Gitter sofort, jene Barriere, die unüberwindbar gewesen war. Ich ging näher an das Gitter heran und war überrascht, die kleine Gittertür offen vorzufinden. Die verrostete Kette hing am festen Teil des Gitters, während das Schloss vor der Tür lag. Irgendwer ist uns zuvorgekommen, dachte ich. Dann aber vermutete ich, dass es Tom gewesen war, der das Schloss geknackt hatte. Hätte er auf der Brücke gestanden, er wäre auf den gleichen Gedanken gekommen wie ich.

Ich ließ die Gittertür hinter mir und war gespannt wie nie zuvor in meinem Leben. Mit jedem Schritt fürchtete ich, etwas Erschreckendes zu finden. Was genau ich fürchtete, wußte ich nicht. Vielleicht war es nur der Odem, der immer dichter wurde, mir zu Kopf stieg und in mir die Angst weckte, dem Grauen immer näher zu kommen.

Schließlich fand ich etwas, das mich niederschlug. In die linke Seite der Röhrenwand war ein schmaler Durchgang geschlagen und führte über drei Stufen in einen breiten und hohen Gang mit schwarzen Wänden hinauf. Nur zögerlich wagte ich es, in diesen Gang zu steigen. Und als ich mich darin befand, merkte ich, dass der Odem nicht hier seinen Ursprung hatte, sondern in der Röhre. Dieser Gang gehörte nicht zu den städtischen Kanälen. Ich blickte in Richtung Bach und sah, dass sich der Gang dort deutlich absenkte. Ich brauchte dem Gang in dieser Richtung nicht zu folgen, um zu wissen, dass er unter dem Bach hindurch bis in Bergers Keller führte, wie auch immer sie das geschafft hatten. Und ich hätte auch nicht dem Gang in die andere Richtung folgen müssen, um zu wissen, dass er unter den Friedhof führte, wo Berger, die Steinfelds und ihre Komplizen an die Leichen gelangten. Aber dennoch wählte ich

diesen Weg und sah ein dickes Kabel, das an der Wand den Gang entlang führte. Es war ein Stromkabel.

Als ich zufällig die Wand des Ganges berührte, überkam mich ein Schauer. Die Wand war seltsam warm und verkrustet. Ich beleuchtete die Wand und betrachtete sie genauer. Sie sah aus wie versteinerte Erde. Sie hatten nicht einmal Stützbalken aufgestellt, sondern vertrauten darauf, dass das merkwürdige Gestein alleine die Decke trug. Ich fuhr nochmals mit der Handfläche über das Gestein und wunderte mich. Ich war mir damals schon sicher, dass es solches Gestein, wenn es überhaupt irgendwo existierte, in der Gegend nicht gab. Ich konnte mir zudem nicht erklären, wie irgendwer diesen Gang unbemerkt geschaffen hatte. Hatten sie tatsächlich in Bergers Keller begonnen und sich einfach unter dem Bach durchgegraben?

Ich folgte dem Gang und war immer darauf gefasst, dass irgendwer mich entdeckte. Aber dem war nicht so. Ich war es, der etwas entdeckte. Ich entdeckte Abzweige vom Hauptgang, die wie Adern ins Erdreich reichten. Und jede dieser Adern endete in einer Sackgasse. Und jedes Mal wenn ich in einer dieser Sackgassen stand, blickte ich nach oben und hoffte dort eine Spur zu entdecken. Als ich in einem Gangende ein zerrissenes Kleid fand, stand fest, dass der Kult um die Steinfelds die Leichen des Friedhofs von unten her stahlen.

Dann überkam mich ein Schauer. Ich hatte etwas einfach nicht zur Kenntnis genommen. Ich leuchtete nochmals zur Decke. Sie war aus dem gleichen Gestein wie die Wände. Hier konnte niemand nach oben gegraben haben. Hier sollte Erde sein, vielleicht ein Gestell, das von Erde bedeckt den Sarg trug, nachdem er seines Inhaltes beraubt worden war. Aber Stein? Ich redete mir ein, irgendwer habe das Kleid hier hingelegt und die Leichen würden auf eine andere Weise geholt. Als ich aber in einer weiteren Sackgasse einen Sarg schräg im Gang liegend sah, war ich ratlos.

Ich kehrte auf den Hauptgang zurück und fragte mich, was am Ende davon noch liegen konnte. Ich wußte, dass sie die Leichen von unten aus den Gräbern holten und vermutete, dass sie in Bergers Haus bearbeitet wurden. Was konnte dort also noch liegen? Ich beschloss, zumindest einen Blick an das Ende des Ganges zu werfen und ging weiter.

Mit einem Mal hörte ich etwas vor mir. Am Anfang war es ein leises Wispern, als ich ein wenig näherkam ein Plätschern und als ich eine Gangkreuzung vor mir sah, klang es wie leise Schritte auf schlammigen Boden. Ich wollte umkehren, aber die Neugier in mir war zu stark. Ich musste einfach wissen, was es war. Ich musste sehen, was möglicherweise mit meinen Eltern geschehen war.

Auf der Kreuzung angekommen, wußte ich nicht, in welche Richtung ich gehen sollte. Von vor mir und von rechts kam das feuchte Stampfen, links schien alles ruhig. Ich wählte den linken Gang.

Ich war nur wenige Schritte gegangen, als ich auch hier etwas hörte. Es war ein Schmatzen. Ich erstarrte und wagte nicht daran zu denken, was in den anderen Gängen lauerte.

Ich wurde nun eines Scheins am Ende des Ganges gewahr und schaltete meine Taschenlampe aus. Ich lauschte, hörte aber nichts anderes als ein stetiges Schmatzen. Vorsichtig schlich ich mich näher und sah schon vor meinem inneren Auge Herrn Steinfeld an einem menschlichen Arm herumnagen. Ich wollte es sehen, denn es mochte sein, dass ich mit dem Mahl dieses Abends als Kind gespielt hatte.

Ich war nicht einmal am Ende des Ganges angekommen, als ich durch eine offenstehende Tür eine schattige Gestalt über einen Tisch gebeugt sitzen sah. Ich schlich näher und sah in einen großen Raum mit einigen schweren Tischen hinein. Ich erblickte die Lampe an der niedrigen Decke, schlich näher und erkannte, dass der Mann nicht etwa eine schwarze Kutte oder eine ähnliche Schauertracht trug, sondern gewöhnliche Kleidung. Der Mann hatte kurzes braunes Haar, war breit gebaut und beugte sich wie ein Neandertaler vor. Als ich in der Tür stand, stellte ich fest, dass er alleine im Raum war. Ich konnte nicht sehen, was er verspeiste, und wollte es auch nicht länger.

Ich hatte nun genug verstanden, um die Polizei zu informieren. Dies konnten Herr Berger und die Steinfelds nicht verstecken. Ich wollte mich abwenden, als sich der Mann ruckartig zu mir umdrehte und sich mit dem Arm auf der Stuhllehne abstützte. Entsetzt blieb ich stehen und starrte am Gesicht des Mannes vorbei auf den Teller vor ihm. Es war kein menschlicher Arm, noch irgend ein menschliches Körperteil, sondern eine schleimige Larve, die sich in einem

zähflüssigem Brei wand. Sie war im Grunde weiß, aber ihre einzelnen Segmente wirkten so weich wie der Körper einer Schnecke und waren mit eitrigen Geschwüren übersät.

Mir wurde schlecht und schwindelig. Ich stützte mich am Türrahmen und wandte meinen Blick von der Larve ab auf den Mann, der mich immer noch überrascht anblickte. Sein Gesicht war um den Mund von schmierigem Eiter und zähem Schleim befleckt; und wie sich ein Grinsen auf dem Gesicht des Mannes formte, triefte der Schleim hinab und verdeckte seinen Unterkiefer, als habe er ihn verloren und als sei alles, was geblieben war, ein fransiger Vorhang, der sich langsam auflöste. All das ließ mich mehrfach aufstoßen, aber nichts davon konnte den Schock vertreiben, den mir dieser Anblick versetzt hatte; denn der Mann, der vor mir saß, der sich im nächsten Augenblick erhob und mir mit offenen Armen gegenübertrat war niemand anderes als Tom Steinfeld, mein bester Freund. Ich musste meinen Blick von seinem Gesicht abwenden und schaute auf seine Hände, die er mir einladend mit gespreizten Fingern entgegenhielt. Zwischen den Fingern spannten sich unzählige weiße Schleimfäden.

Mit einem Mal überkam mich die Panik. Ich fühlte mich von Tom in die Enge gedrängt. Er wollte mich in die Arme schließen, und ich würde das nicht geschehen lassen. Ich wandte mich um und rannte fort.

Hätte ich in jenem Augenblick einen klaren Kopf besessen, so hätte ich meine Lampe, an der ich mich verkrampft festhielt, angeschaltet und wäre an der Gangkreuzung nach rechts abgebogen, um diesen scheußlichen Ort sofort zu verlassen. Verwirrt wie ich war, lief ich geradeaus und ignorierte das mehrkehlige Schmatzen, das vor mir lag. Ich stolperte in einen finsternen Raum, verlor das Gleichgewicht und fiel zu Boden. Dabei verlor ich meine Lampe, die hinfiel und sich einschaltete. Es war nicht der klare Strahl der normalen Taschenlampe und auch nicht der bläuliche Schein der Neonröhre, sondern das zweifarbige Warnsignal, das ich seither im Dunkeln nicht mehr ertragen kann. Orange - rot - orange - rot. Immer wieder und gnadenlos.

Was ich in jenem Raum sah, erklärte mir, wieso es kein Menschenfleisch gewesen war, das Tom verspeist hatte. Ich sah auf Regalen, die an den Wänden bis zur Decke reichten, Leichen liegen. Und an diesen Leichen fraßen unzählige

dieser Larven schmatzend herum, kleine wie große. Im orangefarbenen Licht sah ich eine Larve, die sich aus dem Bauch einer Frau herausfraß, wie ein Neugeborenes, das sich selbst aus dem Leib der Mutter schneidet, das es getötet hat. Im roten Licht sah ich eine Larve so breit wie ein Oberschenkel, die den Torso eines Mannes zu bilden schien. Orange: kleine Larven in einem weggefressenen Gesicht. Rot: pulsierende Haut, die zu Bersten droht.

Als nach einem Klicken das Licht im Raum anging, zitterte ich am ganzen Leib. Ich betrachtete die Larven bei ihrem Werk und war so nahe an den Wahnsinn herangerückt, dass ich fast in ein Lachen ausgebrochen wäre; aber ich lachte nicht, sondern blickte zu Tom, der an der Tür stand. Ich werde die Worte - jede einzelne Silbe - nie vergessen, die wir wechselten. Die Alpträume werden es verhindern.

„Es tut mir leid, Chris“, sagte er. „Ich hätte nicht gedacht, dass du sofort hierherkommst. Aber es ist gut, dass du hier bist.“ Damit wurde er der Stimmung dieses Augenblicks nicht im mindesten gerecht. Seine Stimme hatte sich nicht verändert. Und so seltsam es klingen mag: Sie beruhigte mich. Sie traf mich wie ein Schlag ins Gesicht. Ich saß zwischen Leichen und diesen widerlichen Parasiten, und vor mir stand einer, der eben noch mein Freund gewesen war und der anscheinend keinen Anlass dafür sah, diese Freundschaft zu beenden.

„Du hast mich hier hergelockt, nicht wahr?“

Er wischte sich mit dem Ärmel den Mund ab. „Nein, Chris. Als ich dir geschrieben habe, war ich so entsetzt, wie du jetzt.“ Er machte einen Schritt nach vorne, ich wich zurück, worauf er stehen blieb. „Ich dachte, meine Eltern würden Menschen fressen; ich dachte, ich hätte - wir hätten früher bei meinen Eltern Menschenfleisch gegessen.“

Ich blickte mich um, sparte mir die Frage aber, ob es einen nennenswerten Unterschied zwischen Menschenfleisch und den schleimigen Körpern dieser Larven gab, die sich von Leichen nährten. Statt dessen sagte ich: „Du hast auf der Brücke gestanden, richtig? Du hast unsere Drachenhöhle gesehen. Du hast das Schloss geknackt.“

„Ja. Und als ich hierher kam, traf ich meine Eltern. Und sie zeigten mir, was hier geschieht.“

Ich begriff nicht, was er mir sagen wollte. „Und das hat dich beruhigt?“

„Ja. Weil ich nun verstehe, was meine Mutter damals meinte, wenn sie über die alten Mächte sprach. Wenn sie sich mir doch früher offenbart hätten! Wenn sie sich uns früher offenbart hätten!“

Ich dachte an meine Eltern, und die Wut brach in mir aus. Dann ging alles ganz schnell. Ich sah zu meiner rechten einen blankgefressenen Oberschenkelknochen, ich griff ihn, schlug Tom zu Boden und schrie: „Seit wann machen sie das? Sag es!“

Er lachte. „Seit 25 Jahren, Chris. Seitdem...“ Ich blickte ihn an, wich wieder zurück, achtete nicht auf das, was er sagte. Nur noch ein Wort schnappte ich auf. Und seither denke ich dieses Wort, wenn mein Geist leer ist. Das Wort lautet „Ziruktuluch.“ Ich sah Tom, sah wie sein Mund Worte sprach, hörte ihn aber nicht. Einen Augenblick später schlug ich um mich, schlug auf die Larven ein. Es spritzte und sprühte und es stank säuerlich. Es dampfte geradezu. Dann betrachtete ich den Knüppel in meiner Hand und war entsetzt, den Knochen eines Menschen in Händen zu halten. Ich blickte mich um und suchte unter den Leichen nach bekannten Gesichtern, aber bei den meisten war da nichts mehr, was ich hätte erkennen können. Dann wankten meine Sinne.

Der Gestank schlug mir aufs Hirn. Mir wurde schwindelig. Ich sah Toms Gesicht vor mir. Er hatte sich wieder aufgerichtet und sagte: „Na, siehst du es auch? Weißt du, warum wir sie essen? Es war so bestimmt, Chris.“

Ich weiß nicht, ob ich ihn zur Seite stieß, oder er einfach zu Seite trat. Jedenfalls lief ich aus der Kammer. Mir wurde schwarz und rot vor Augen, dann blau in verschiedener Helligkeit. Ich hatte den Eindruck, als würden sich die Wände und der Boden des Ganges verschieben. Es war mir so, als würde sich meine Umgebung ausdehnen, als würde der Raum die altbekannten Fesseln von sich werfen und mir seine wahre Größe offenbaren. Und in meiner Verwirrung verwechselte ich alle Richtungen und lief an der Kreuzung, so vermute ich, nach rechts.

Ich weiß nicht, ob der Raum, den ich betrat, überhaupt so existiert, wie ich ihn gesehen habe. Ich weiß nicht, ob das, was ich darin fand, nur eine Konsequenz meines Rausches war, in dem ich durch das Einatmen der Dämpfe in der Totenkammer gefangen war. Ich kann nur sagen, was ich wahrnahm. Ich erreichte eine gigantische Halle, die in meinen berauschten Sinnen ständig zu

wachsen schien. Es war ein runder Raum mit drei großen Pforten, in denen dunkelgrauer Nebel schwebte. Und in diesem Nebel sah ich kleine Gestalten stehen, die starr wie Stein dastanden. Aus den Pforten drang das Schmatzen, das gleiche, das ich in der Leichenkammer gehört hatte. Aber da war noch etwas im Zentrum des Raumes; etwas, das sich bis zu jenem Augenblick vor meinen Sinnen verbarg; und ich weiß, dass ich dieses Etwas nicht gesehen hätte, wären meine Sinne nicht so berauscht gewesen. Und ich bin mir sicher, wäre ich länger im Gestank der zerschlagenen Larven geblieben, so hätte ich es noch deutlicher erkannt.

Ich sah ein schattenhaftes Wesen mit lüsternen Augen, mit weiten Schwingen und femininen Rundungen. Im einem Augenblick erschien es mir eher menschlich, dann eher insektoid. Ich ahnte, dass eine Bewusstseinssebene existierte, auf der diese beiden Eindrücke zu einem chimärenhaften Wesen verschmolzen. Eines aber änderte sich nie. Vor der Wesenheit, die schweigend in der Mitte des Saales saß, lag ein apfelgroßes graues Ei, in dem unzählige Punkte leuchteten. Der Körper des Wesens war zu diesem Ei hinuntergebeugt. Sie hatte es ausgebrütet.

Ich sah sie vor mir. Sie. Ziruktuluch. Und sie blickte zur mir herab. Und erst in jenem Augenblick merkte ich, wie groß sie war. Sie überragte mich um eine halbe Körperlänge. Ihre hellgrauen, milchigen Augen waren gefühlsleer. Ich konnte nichts in ihnen lesen. Sie waren unergründlich. Wie sollte auch ein einfacher Geist ihr Wesen begreifen?

Sie bewegte sich. Sie hob den Kopf und wandte ihn nur einen Deut nach rechts zu einem der Portale, und ich merkte, wie die kleinen Wesen, die dort standen, erwachten. Dann öffnete sie ihren Mund - einmal einen sündhaften Frauenmund, dann das Maul eines Insektenwesens -, und daraus strömte Rauch, der mir entgegenschnellte. Ich wandte mich instinktiv um und rannte davon.

Als ich den Raum verließ, war ich von dem Rauch eingehüllt, und ohne Vorwarnung brach eine Welt vor meinen Sinnen auf. Was zuvor nur eine Dehnung war, was zuvor nur in eine Richtung gedeutet hatte, brachte mich nun ans Ziel. Sie wollte mich in ihren Bann ziehen, sie wollte mir eine Welt zeigen, die nur sie mir bieten konnte und der Tom erlegen war. Und es war verführerisch.

Der Raum war vielschichtiger als ich es mir jetzt im Nachhinein vorstellen kann, der Klang breiter, als ich es mir je erträumt hätte, und die Farben bunter als jede, die ich je wahrnahm. Und da waren formlose Lebewesen, auf die ich nur einen flüchtigen Blick erhaschte. Ich hatte das Gefühl, mich in Wasser zu bewegen. Und was dann geschah weiß ich nicht. Ich nehme an, dass ich den Weg zurückgelaufen bin, den ich gekommen war, dass ich durch die Abflussröhre ins Freie gelangte, bis zu meinem Wagen lief und in aller Panik davonfuhr.

Als ich wieder klar denken konnte, war ich am Steuer des Fords auf einem Waldweg vor Neffelbach und fuhr sofort weiter nach Köln, um den nächsten Flug nach New York zu nehmen.

VII

Als ich daheim war, schloss ich meine Frau körperlich völlig erschöpft in die Arme, als sei nun alles ausgestanden. Ich verdrängte die Erlebnisse mit aller Macht. Als ich aber meine Post durchging, fand ich ein Paket von Tom. Er hatte es mir an jenem Tag geschickt, nachdem er mir die Tonaufnahme seiner Eltern gesandt hatte. Da war er dem Kult noch nicht beigetreten. In einer kurzen Nachricht ließ er mich wissen, dass er den Inhalt des Pakets aus dem Haus seiner Eltern gestohlen habe und nun alles wisse. Er werde in den Tempel des Kultes eindringen. Es waren zwei Bücher. Das erste war der Nachdruck eines Bandes, der keinen Namen besaß, ein namenloses, unnennbares Buch. In ihm fand ich neben allerlei erschreckenden Erkenntnissen alles, was ich über Ziruktuluch und ihren Kult wissen musste. Ich möchte nichts davon wiedergeben, aber ich muss sagen, dass alles, was ich gesehen hatte, dem entsprach, was ich in jenem schwarzen Band entdeckte.

Ziruktuluch! Die Meisterin der Wahrnehmung und Gebärerin der Droge. Sie herrscht über jene kleinen Wesen, die ihr steinerne Tunnel gruben, indem sie Element in Element verwandelten. Alles weitere ist zu grausam, als dass ich es hier wiedergeben könnte. Wenn Sie unbedingt mehr erfahren wollen, dann suchen Sie im Internet. Es gibt einige wenige Seiten, die den Text und die Illustrationen des Unnennbaren Buchs wiedergeben. Aber glauben Sie nicht, dass es leicht ist, sie zu finden.

Das zweite Buch, das mir Tom sandte, war das Tagebuch von Elsbeth Steinfeld. Und es beinhaltete etwas, was mir einen Nervenzusammenbruch bereitete, von dem ich mich inzwischen erholt habe. In dem Buch legt Frau Steinfeld dar, wieso sie damals mit ihrer Familie nach Neffelbach gekommen war: Sie hatte von einem archäologischen Fund im Frechener Tagebau 1975 gehört, ein leeres mit Schriftzeichen versehenes Steingrab. Sie hatte es sofort als die Schlafstätte der Ziruktuluch erkannt. Das überraschte mich wenig und vermochte mich auch wenig zu erschüttern. Was mich niederschlug war die Tatsache, dass Frau Steinfeld erwähnte, dass viele Familien in jener Zeit nach Neffelbach gezogen waren, darunter auch meine Eltern und ich.

VIII

Ich habe gesagt, dass es nur wenige Zufälle gibt. Ich war nicht zufällig zur falschen Zeit am falschen Ort, sondern ich war das Kind meiner Eltern. Egal wo ich aufgewachsen wäre, dort wäre der Kult gewesen, sei es der Kult der Ziruktuluch oder der anderen Alten.

Trotz allem, was ich gewahrte, bin ich wieder bei Verstand, und ich denke, dass ich das meinen Eltern verdanke. Auch wenn ich es nicht wahrhaben wollte. Wie die Steinfelds wollten meine Eltern mich irgendwann in den Kult einführen. Ihr Tod war der Zufall, der meinen Weg änderte, denn er brachte ihre Beerdigung auf dem Friedhof von Neffelbach mit sich. So liegt nun meine gesamte Vergangenheit, alles was ich war, in Trümmern. Ich hätte erleichtert sein sollen, dass mir Toms Schicksal erspart geblieben war, doch ich war wie erschlagen von der Last des Wissens.

Inzwischen habe ich der Polizei in Neffelbach einen anonymen Hinweis gegeben. Doch da in der Presse nichts zu finden war, gehe ich davon aus, dass man meinen Hinweis nicht ernst genommen hat oder der Kult inzwischen weitergezogen ist und alle Spuren beseitigt hat, denen die Polizei nachgehen würde. Immerhin sind Jahre vergangen, in denen ich erst wieder zu mir finden musste. Da ich aber Klarheit haben wollte, recherchierte ich vor kurzem und fand heraus, dass die Steinfelds nach wie vor in Neffelbach wohnen. Offenbar fühlen sie sich sicher. Gewiss haben sie etwas unternommen, um sich abzusichern.

Denn nach meiner Flucht hatten sie damit rechnen müssen, dass ich das, was ich erlebt hatte, verbreiten würde.

Ich malte mir aus, wie die Steinfelds und ihre Komplizen ihr Spiel weiter spielten. Und es belastete mich mehr, um so weiter ich mich diesen Gedanken hingab. Eine Weile hegte ich noch den Wunsch, dem ganzen Treiben ein Ende zu setzen. Doch das ist vorbei. Nie wieder möchte ich mich einem solchen Schrecken aussetzen. Es hat Jahre gedauert, bis ich wieder ein normales Leben führen konnte, ohne dass die Angst es mir unmöglich machte. Meine Frau ist zu mir zurückgekehrt, und nichts, nicht einmal das Wissen um den Kult der Ziruktuluch wird mir dieses Leben verderben. Doch Sie wissen es nun. Ich rate Ihnen, nicht nach Neffelbach zu gehen. Wenn Sie es doch tun, haben Sie mir gegenüber zwei Vorteile. Zum einen teilen Sie mit mir nicht die Geschichte meiner Familie. Zum anderen begeben Sie sich nicht ahnungslos in die Gefahr. Ich hätte selbst in meinen Alpträumen nicht mit dem gerechnet, was ich dort fand. Sie aber sind nun darauf vorbereitet.